



Joachim Jacob

Schöne Stellen. Über die Sehnsucht nach dem Gelungenen*

Seit je hat das Herausheben von Stellen in Texten, um sie zu erklären, um sie zu bewerten oder auch um an ihnen zu scheitern, das Geschäft der literarischen Hermeneutik bestimmt. Wenn wir Texte nicht gleich verstehen, wir uns mit ihnen herumärgern, machen uns in der Regel bestimmte Stellen zu schaffen. Aber auch wenn wir uns an Literatur erinnern, erinnern wir uns an Stellen, wenn wir uns über sie unterhalten, machen wir uns auf Stellen aufmerksam. „Die vollständige Lektüre eines Werkes ist die Ausnahme, nicht die Regel“, hält Heinz Schlaffer in einem grundlegenden Beitrag zum Thema fest.¹

Unser alltäglicher wie auch der professionelle akademische Umgang mit Literatur ist in hohem Maße stengelenkt. Und man kann noch weitergehen und behaupten, dass sich die verschiedenen Ausprägungen der Hermeneutik, vom kunstmäßigen, von Prinzipien geleiteten und reflektierten Verstehen also, gerade an ihrem Verhältnis zu den Stellen ablesen und bestimmen lassen. So hat es jedenfalls ein großer Hermeneutik-Theoretiker, der Theologe, Pädagoge und Übersetzer, Bildungs- und Universitätsreformer Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher am Anfang des 19. Jahrhunderts dargestellt, als er den Unterschied zwischen einer traditionellen Hermeneutik, wie sie seine Zeitgenossen und Vorgänger praktizierten, und seinem eigenen Neueinsatz in der hermeneutischen Reflexion begreiflich machen wollte. Gegen eine ältere Hermeneutik, die sich damit begnügt habe, nur Mittel an die Hand zu geben, um dem Verständnis „schwieriger Stellen“, womöglich „in fremder Spra-

che“, aufzuhelfen,² muss einer allgemeinen Hermeneutik nach Schleiermacher daran gelegen sein, dass „das Verstehen auf jedem Punkt [...] gewollt und gesucht werden [muß].“³ Ist dies klar, dann „werden Stellen nur schwierig, weil man auch die leichteren nicht verstanden hat.“⁴

Sich bei den Erklärungsversuchen von Texten auf die „schwierigen Stellen“ zu konzentrieren, so kann man Schleiermachers methodische Überlegung zu einer solchen „laxeren Praxis“⁵ des Verstehens zusammenfassen, ist naiv. Denn schwierige Stellen sind gerade darum schwierig, weil man ihren Zusammenhang zum Ganzen nicht verstanden hat. „Jedes Verstehen des Einzelnen ist bedingt durch ein Verstehen des Ganzen“,⁶ lautet dazu ein berühmter früher Aphorismus Schleiermachers. Die schwierige Stelle entsteht erst dadurch, dass einem auch das Übrige nicht klar ist, „so werden Stellen nur schwierig, weil man auch die leichteren nicht verstanden hat.“ Hinter dieser scharfsinnigen Überlegung Schleiermachers steht, wie man ausführlicher zeigen müsste, die romantische Überzeugung vom organischen Zusammenhang des Ganzen, das eben auch ein Text-Ganzes ist.⁷

Schleiermachers Kritik trifft jedoch nicht nur eine sich allein auf schwierige Stellen stürzende Auslegungspraxis. Nein, auch das Herausreißen „kluger Stellen“ ist verwerflich. Ein sehr berühmtes Opfer eines solchen, vor allem mit Klassikern gern gepflegten Umgangs, ist nach dem Urteil Schleiermachers Platon geworden, den Schleiermacher bekanntlich ins Deutsche übersetzt hat. Nicht ganz so bekannt ist, dass Schleiermacher durch seine bis heute geschätzte Übersetzung und Kommentierung der Werke Platons tatsächlich wesentlich dazu beigetragen hat, das zu einem Großteil sich als einzelne Dialoge darbietende Werk Platons tat-

* Der Beitrag ist der Text meiner für den Druck leicht überarbeiteten Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Gießen am 2. Februar 2010. Er sei den Kolleginnen und Kollegen des Instituts für Germanistik mit herzlichem Dank für die freundliche Aufnahme gewidmet.

sächlich als *einen*, systematischer Deutung zugänglichen Werkzusammenhang aufzufassen und zu verstehen zu versuchen. In seiner ersten „Einleitung zur Übersetzung des Platon“ (1804) bestimmt es Schleiermacher darum als zentrale Aufgabe, einen inneren Zusammenhang der Dialoge Platons zu erweisen,⁸ und diese nicht nur zu „bewundern“ als eine Ansammlung von

*[...] an einen nichtigen Inhalt verschwendete [...] Schönheiten der Sprache und Dichtung, oder einzelne sogenannte schöne Stellen oder sittliche Sprüche und Grundsätze, welches alles einen sehr untergeordneten, wo nicht gar zweifelhaften Wert andeutet [...].*⁹

Gegen den „zweifelhaften Wert“ versprengter „sogenannte[r] schöne[r] Stellen“ oder erbaulicher Merksprüche sei vielmehr, so Schleiermacher, neben einer analytisch „zerlegenden“ Darstellung Platons eine solche zu wünschen, die den „natürlichen Zusammenhang [seiner Dialoge; J.J.] herstelle, wie sie als immer vollständigeren Darstellungen seine Ideen nach und nach entwickelt haben“.¹⁰

Dieser Schleiermacher'sche Verriss der Stelle, der schwierigen, der leichten, der schönen oder auch der erbaulichen Stelle, wo ganze Werke auf uns warten, war sehr erfolgreich. Der gebildete Kenner goutiert demnach ganze Werke. Der Banause, der nichts weiß oder nur wenig Zeit hat, reißt Stellen aus ihrem Zusammenhang. Und so hat sich auch die literaturwissenschaftliche Forschung mit wenigen Ausnahmen, Heinz Schlaffer habe ich genannt, nicht mehr so recht mit den „Stellen“ abgegeben. Georg Stanitzek hat der Kritik der Stellen-Lektüre um 1800 einen schönen Aufsatz gewidmet und für sie nicht allein Schleiermacher, sondern vor allem ein Kartell „hysterisch besorgter“, pädagogisch engagierter und bis heute ihr Unwesen treibender Volkserzieher verantwortlich gemacht, das die selbstbestimmte, unbekümmerte, wilde und obsessive Lektüre (als solche feiert Stanitzek das Stellen-Lesen) im Dienste disziplinierender Ganzschriftenlektüre bekämpft habe.¹¹

Die Stellen-Phobie scheint mir jedoch nicht nur ein volkspädagogisches Erbe der Spätaufklärung zu sein, sondern ebenso, wie schon Schlaffer andeutet, ein autonomieästhetisches und ein idealistisches Erbe, welche auch Schleiermachers diffizile Kritik der „Stelle“ antritt. Denn es sind vor allem die Autonomieästhetik seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und der Deutsche Idealismus gewesen, die machtvoll die Vorstellung befördert und anspruchsvoll begründet haben, dass Kunstwerke integrale, wie verletzbare „Körper“ zu behandelnde geschlossene Einheiten seien. Sie bemühen sich am Ende des 18. Jahrhunderts um einen Umgang mit Kunst, der die „individuelle“ Eigenheit eines jeden Kunstwerks respektiert, und sie fordern ein Verstehen, das dessen Einheit wahrhaft, d.h. jede seiner „Stellen“ als Moment eines Ganzen, einer Idee erkennt.

Friedrich Schiller, wie so oft, erfasst den ganzen Problemzusammenhang (ohne ihn zu lösen) und versetzt ihn dabei in den Bereich des Schönen. In den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ schreibt Schiller am Ende eines sehr langen, sehr komplizierten Satzes: „[...] aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen [Bildung].“¹² Aus einzelnen versprengten Stellen also, die als schön erkannt werden (so, wie es die ältere Literaturkritik praktizierte), aus zahlreichen Schönheiten eine einzige Schönheit in der Erscheinung wie vor allem auch in der Wahrnehmung werden zu lassen, ist nach Schiller die Aufgabe der ästhetischen Erziehung. Offenbar war dies ein Programm, das den Ton der Zeit traf und das Zeug zum Gemeinplatz hatte. Wenige Jahre darauf notiert Friedrich Schlegel, ohne in der Sache zu widersprechen:

*Daß man im Kunstwerke nicht bloß die schönen Stellen empfinden, sondern den Eindruck des Ganzen fassen müsse; dieser Satz wird nun bald trivial sein, und unter die Glaubensartikel gehören.*¹³

Das „Ganze“ lässt sich nicht erfahren

Die damit angedeutete idealistische Abwertung der Stelle ruht auf einer philosophischen,

hermeneutischen und theoretisch wohlbe-
gründeten Überzeugung. Aber sie ist nicht zu
bewähren. Das Ganze, von dem die Theorie
spricht, können wir als Ganzes nicht erfahren.
Sondern wir erfahren, naiv oder versiert, die
Kunst, der Theorie zum Trotz, immer stellen-
weise: so lange, wie unsere Aufmerksamkeit
und Konzentration anhält. Schillers hochflie-
gende Aufgabenstellung, „aus Schönheiten
Schönheit zu machen“, ist zu schwer gestellt:
„Während des Lesens wird das Gelesene wie-
der vergessen; nur die grade vor Augen lie-
genden Wörter und Zeilen sind deutlich im
Bewußtsein des Lesers, die kurz davor gele-
senen bereits halb verschwunden.“¹⁴ Die Stel-
len-Lektüre oder die Stellen-Betrachtung, das
Stellen-Hören und nicht zuletzt das Stellen-
Verstehen sind nichts Banausisches im Vorhof
der Kunst (wie Wolfgang Iser gezeigt hat,¹⁵
kann man sogar das Lesen überhaupt als das
Auffüllen von „Leerstellen“ beschreiben, die
die Texte uns anbieten). In der Liebe zur Stelle
zeigt sich aber andererseits auch nicht das
Aufbegehren gegen finstere disziplinierende
Mächte, sondern unser – einziger – Zugang
zur Kunst.

Die *schöne* Stelle vertritt dabei im Ensemble der
verschiedenen Umgangsformen mit der Kunst
die Sehnsucht nach dem Gelungenen, von dem
auch die Werk-Ästhetiker sprechen. Sie vertritt
die Sehnsucht, wie sie diese Sehnsucht zugleich
befriedigt. Die schöne Stelle realisiert schöne
Vollkommenheit, wie sie als Stelle, als ein mehr
oder weniger kurzer Moment, darauf hindeutet,
dass uns ein gedachtes Ganze nicht zu-
gänglich ist, weil wir z. B. nicht Gott sind, son-
dern in unserer Wahrnehmung immer an die
Zeit, in unserer Erfahrung immer an einen Ort
gebunden sind.

Dass dies so ist, darüber belehrt die Praxis: die
Praxis der Künste und die Reflexion derer, die
sich auf diese Praxis einlassen. So möchte ich
zur Erläuterung dieser Thesen ein kleines litera-
risches Stellen-Register vorführen, an dessen
Ende, zum glücklichen Schluss, die schöne Stel-
le stehen soll. Das Register lautet: misslungene
Stellen, lustige Stellen, anstößige Stellen, dun-
kle Stellen, zumutbare Stellen, rührende Stel-
len, schöne Stellen.

Misslungene Stellen, oder „Homer schläft“

Es ist eine sehr menschliche, menschenfreund-
liche Beobachtung, dass niemand unausge-
setzt Höchstleistungen vollbringen kann. Aber
wie ist das bei Genies, bei Dichtern – dem bes-
ten Dichter der Welt etwa? Diese Frage hat sich
die Literaturkritik durch die Zeiten hindurch ge-
stellt und dabei an Homer gedacht, den „ers-
ten“ und nach kanonischem Urteil größten
Dichter der Menschheit. Kann es in seinem
Werk misslungene, schlechte Stellen geben?
Ja, denn auch der beste Dichter der Welt muss
einmal schlafen. Mit dem Schlafbedürfnis auch
des Größten ist es zu erklären, dass selbst die
besten Dichtungen noch schwache, misslun-
gene Stellen enthalten. „Homer schläft“ ist zu
einem geflügelten Wort geworden – und es
speist noch Hans Magnus Enzensbergers „Poe-
sie-Automaten“ aus dem Jahre 1974.¹⁶ In der
bis in die Neuzeit hinein wichtigsten literatur-
kritischen Schrift des Abendlands, in der „Ars
Poetica“ des römischen Dichters Horaz, heißt
es, ich zitiere in der deutschen Übersetzung
Christoph Martin Wielands:

*[...] und wenn ers [gemeint ist „ein Dichter,
der sich oft verschreibt“; J.J.] gleich
auch zwei- bis dreimal gut gemacht, be-
wundre
ich ihn mit Lachen: wie es mich ver-
dreußt,
wenn auch Homer sogar zuweilen – nickt;
wiewohl man doch in einem großen
Werke
vom Schlaf ja wohl einmal beschlichen
werden kann!¹⁷*

Und Quintilian, der große römische Rhetorik-
lehrer und Zeitgenosse des Horaz, erklärt es
noch einmal, etwas ausführlicher:

*Aber der Leser darf nicht gleich überzeugt
sein, alles, was die Verfasser gesprochen
haben, sei unbedingt vollkommen. Denn
manchmal gleiten sie aus, sind der Last
nicht gewachsen und geben dem Genuß
ihres eigenen Talentes nach, auch sind sie*

*nicht immer ganz bei der Sache, manchmal werden sie müde: scheint doch dem Cicero zuweilen Demosthenes, ja dem Horaz gar selbst Homer zuweilen im Schlaf zu liegen.*¹⁸

In diesem Schlafbedürfnis liegt auch ein Glück. Denn wie sollte man sonst als Jüngerer und Nachgeborener nicht mutlos werden, „dem Früheren noch etwas hinzuzufügen“? In einer vom Agon, von Wettkampf und Konkurrenz geprägten Kultur ist, so lernen wir, der stellenweise Schlaf des einen des anderen Chance.

Manchmal aber schläft auch nicht der Dichter, sondern seine Muse. Eben dies lesen wir in Johann Wolfgang Goethes „Erwache Friedericke“ von 1770/71, wohl nicht ganz ohne Grund erst 1837 aus dem Nachlass publiziert:

Erwache Friedericke

*Vertreib die Nacht
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll*

*Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch Dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen Deiner Schwester
Der für Dich schlägt
Entschlälfst Du immer fester
Je mehr es tagt.*

*Die Nachtigall, im Schlafe
Hast Du versäumt:
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch.
Die schönste meiner Musen,
Du – schliefst ja noch.*¹⁹

Lustige Stellen oder „la gaya scienza“

Dass Stellen witzig sein können, brauche ich nicht zu erklären, und dass auch komische Bücher noch besonders komische Stellen haben auch nicht (denken wir an die wilde Verfolgungsjagd, die sich Karlsson vom Dach mit dem Hausbock liefert, denken wir auch an die Stille, die von vertiefter Lektüre herrührt, und doch immer wieder von Gekicher unterbrochen wird). Dass aber die lustige Stellen-Lektüre auch akademisch höchst vorteilhaft sein kann, hat lange vor Friedrich Nietzsches „Fröhlicher Wissenschaft“ wiederum der für eine Phänomenologie der Stelle außerordentlich ergiebige Johann Wolfgang Goethe gezeigt, ich zitiere aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“:

„Sagen Sie mir nur“, fragte Wilhelm, „wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen.“

„Auf die lustigste Weise“, sagte Friedrich, „bin ich gelehrt, und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemietet, worin wir wie die Kolbolde aufs lustigste leben. Dort haben wir eine zwar compendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwei Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal lange Weile, wir wollten lesen, und ehe wir’s uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgendeine Materie zu lange fortsetzen oder

wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo keins das andere zu Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variieren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studieren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.²⁰

Scharfe Stellen

„Anstößige“, will heißen, Stellen erotischen Inhalts wären von einer quantitativ-messenden Literaturwissenschaft vermutlich als die mit Abstand bedeutendste und verbreitetste Form der Stellenlektüre zu würdigen. Ihre Darbietung versage ich mir hier. Aber um den zu treibenden Aufwand zu optimieren, bietet sich natürlich auch für sie die Stellen-Sammlung an – deren Lektüre tatsächlich jedoch von äußerster Langeweile ist, eben weil auch und ganz besonders die „scharfe“ Stelle von ihrem *Stellencharakter* getragen wird.²¹ Natürlich wäre eine, meines Wissens noch zu schreibende, Geschichte der anstößigen Stelle auch eine Geschichte der literarischen Zensur, wie auch der Skandal-Produktion, eine Sittengeschichte, eine Geschichte der ästhetischen Toleranz und vieles mehr – und es ist interessant, dass gerade der eingangs zitierte Friedrich Schleiermacher engagiert für ein seinerzeit ob seiner vermeintlich anstößigen Stellen Furore und Skandal machendes Buch, Friedrich Schlegels „Lucinde“ eingetreten ist. Ich komme darauf gleich noch einmal zurück.

Dunkle Stellen

Schwierige Stellen, oder wie sie in einer sich fast zur Terminologie verfestigten metaphorischen Redeweise auch genannt werden, „dunkle“ Stellen haben das Verstehen und die vielzähligen Versuche, das Verstehen zu verstehen, immer wieder beschäftigt. Der eben zitierte Schleiermacher ist ein prominentes Beispiel dafür. Ich will nur noch ein weiteres, ein besonders interessantes, anführen. Es stammt von dem Kirchenvater Augustinus, dem wir auch eine in diesem Zusammenhang nicht unerhebliche, ebenso elegante wie unheimliche Erklärung des Bösen verdanken, warum Gott, der allmächtige Schöpfer, es in der Welt und im Kosmos zugelassen habe:

Denn wie ein Gemälde mit der schwarzen, an rechter Stelle [!] angebrachten Farbe, so ist das Weltall, könnte man es nur überschauen, auch mit den Sündern schön, wie sehr ihnen auch, für sich allein betrachtet, ihre Häßlichkeit Schande macht.²²

Die Sünder und ihre Sünde gleichen einer schwarzen Stelle auf einem Bild. Für sich genommen sind sie schrecklich (man denke nur an die ewige Strafe, die sie erleiden werden). Aber in der Gesamtkomposition sorgen sie für einen schönen Kontrast, sorgen sie dafür, dass das Ganze nicht langweilig wird. Dem Autor eines solchen Gedankens kann man auch eine gute Erklärung für dunkle Stellen in Texten zutrauen, vor allem für den einen Text, der nach damaliger Vorstellung bis in seinen Wortlaut hinein von Gott inspiriert ist, die Bibel. Kann ein solcher Text „dunkle Stellen“ haben, dessen Autor – anders als vielleicht der Heide Homer – niemals schläft? Nein, so Augustinus in seiner Lehrschrift „De doctrina christiana“, auch und gerade das Dunkle hat seinen guten Sinn. Denn es trainiert den Verstand und spornt die Gläubigen in ihrer Beschäftigung mit der Heiligen Schrift an, nach dem verborgenen geistlichen Sinn zu forschen, und wird schließlich, wenn sich sein Sinn doch öffnet, um so süßer munden.²³

Zumutbare Stellen, oder „Häppchen“-Lektüre

Die einfachste Lösung wäre aber doch möglicherweise, misslungene, anstößige und vor allem schwierige Stellen (von den langweiligen gar nicht zu reden) einfach fortzulassen. Auch wenn dies praktisch klingt, handelt man sich damit stellentechnisch gesehen jedoch ein neues Problem ein, neue Stellen nämlich. Was kann, was darf, was muss man dem womöglich noch ungeübten Leser zumuten? Eben diese Frage treibt auch eine stellensensible Literaturdidaktik um, wie Ulf Abraham und Matthis Kepser in ihrer soeben in der dritten Auflage erschienenen Einführung in die „Literaturdidaktik deutsch“ andeuten, wenn sie die Karriere der Behandlung von sogenannten „Ganzschriften“ im Schulunterricht, der Lektüre von ungekürzten, längeren Texten also, besprechen.²⁴ Ausgelöst wurde diese offenbar vor allem von der Kritik des Volksschullehrers Heinrich Wolgast zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der monierte: „Das Kind lernt in der Schule nur Lesestücke, keine Bücher lesen. Das ist meines Erachtens der Hauptmangel des Leseunterrichts [...]“²⁵ Die Lektüre ganzer Werke ist also auch in literaturpädagogischer Perspektive keine selbstverständliche Tradition, deren Verfall unbesehen zu beklagen wäre, sondern ein vergleichsweise junges Ideal der Lesesozialisation, dessen Vorgeschichte ich vorhin angedeutet habe.

Ein historischer Beleg für Häppchenlektüre kommt, schon überraschend, von Friedrich Schleiermacher höchstselbst. In seinen „Vertrauten Briefen über Schlegels *Lucinde*“, einer Streitschrift für das Skandal-Buch seines Freundes Friedrich Schlegel, in dem ein neues Lebens- und Liebes-Ideal propagiert wurde, lässt Schleiermacher neben zwei reifen Frauen auch die junge, noch unerfahrene Karoline auftreten. „Haben Sie wirklich gewollt, daß ich die *Lucinde* auch lesen soll?“ schreibt das junge Mädchen an den fiktiven, ungenannt bleibenden Verfasser, „ich habe mir fest vorgenommen, sie jetzt nicht zu lesen.“²⁶ Der feste Vorsatz hält jedoch nicht lange. Schon eine knappe Seite später muss Karoline eingestehen:

*Ja, sehen Sie, ich habe ein wenig genascht; aber gar nicht so, wie sie es nicht leiden können, sondern recht consequent [...]. Ich habe mir nämlich alles [...] vorlesen lassen, was von Mädchen in der *Lucinde* vorkommt, weil ich [...] behaupte, daß ich das verstehen muß, und schon über dieses Wenige habe ich so viel auf dem Herzen, daß ich lieber nicht erst damit anfangen möchte.²⁷*

Aber „consequent“, wie die junge Karoline offensichtlich ist, fängt sie natürlich sofort damit an, und was sie dann im weiteren ihrem Briefpartner von der „consequent genaschten“ Lektüre über „Geschlechtsdespotismus“ und „fürchterlichen Männer-Egoismus“ auseinanderzusetzen weiß, lässt keinen Zweifel daran, dass die Häppchen mindestens ein kräftiger Happen waren. Leider erweist sich der als Karolines Briefpartner nur schlecht maskierte Schleiermacher angesichts des reizvollen Eingeständnisses „consequenter Stellenlektüre“ als noch konsequenterer Erzieher, indem er dem Mädchen ihre „unangenehmen Eindrücke“ als „gerechte Strafe“ für ihr „unbefugtes Naschen“ vorhält.²⁸ Wer das Ganze nicht vertragen kann, so die unnachsichtige Botschaft, muss seine Neugier eben zügeln.

Rührende Stellen, oder „Sie wäre mit mir glücklicher geworden“

Rührende Stellen sind für echte Lektüre kaum verzichtbar – aber es dürfen eben auch nur Stellen sein. Weil man, wie jeder Profi von den antiken Rhetoriklehrern bis zu den Hollywood-Drehbuchautoren unserer Tage weiß, nicht ununterbrochen gerührt und tränenbereit empfindsam sein kann. Umso wichtiger ist es, dass man sich an einer rührenden Stelle trifft, und dann erkennt sich das höhere Einverständnis einander innig zugetaner Seelen gemeinsam in der Stelle wieder. Werther schreibt in seinem Brief an Wilhelm über Lotte und seinen Konkurrenten Albert „Am 29. Julius“:

Nein es ist gut! es ist alles gut! – Ich – ihr Mann! O Gott, der du mich machtest,

wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebeth seyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! – Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte – Es geht mir ein Schauer durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel – nimm es wie du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt, bey – oh! – bey der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammen treffen [...]. Lieber Wilhelm! – Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! –

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Tränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!²⁹

Die vielleicht berühmteste Stelle des Goethe'schen „Werthers“, die, an der Lotte in der Bibliothek, Werther die Hand auflegend, mit Tränen in den Augen „Klopstock“ ausstößt, ist ein weiteres Beispiel für das gerührte, stellen-weise geleitete Herzeseinverständnis. Mehr als die Nennung des Autornamens bedarf es nicht, um sich gemeinsam an Klopstocks Ode „Die Frühlingsfeyer“ zu erinnern – eine Stelle, die übrigens dem Leser dreizehn Jahre nach der Erstausgabe des „Werthers“ 1774 schon zu erläutern war: Goethe fügt, offenbar um eine „dunkle“ Stelle in seinem eigenen Text zu vermeiden, in seiner überarbeiteten Version 1787 in Werthers Bericht den Satz ein: „Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode“.³⁰ Auch herausragende Stellen also können altern. In Goethes schon zitiertem „Wilhelm Meister“, der in der Tat ein Füllhorn an Stellen-Stellen bereithält, findet sich auch eine für die Rührung

aufschlussreiche Reflexion über das Theater. Genauer, über den Souffleur, über den also, der einem „aus dem Loche“ hilft,³¹ wenn man an einer Stelle stockt. Doch der Souffleur, von dem zwischen den Schauspielern Serlo, Wilhelm und Aurelie die Rede ist, hat eine schlechte Angewohnheit:

*er nimmt so herzlichen Anteil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben deklamiert, aber doch affektiv rezitiert. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irremgemacht.*³²

Der „Einhelfer“ vernachlässigt seine eigentliche Aufgabe, weil er sich von den ergreifenden Stellen so ergreifen lässt, dass die Darsteller auf der Bühne an den ergreifenden Stellen nicht mehr ergreifend sein können. Noch dazu ist der Souffleur nicht nur dem stellenweisen heftigen, sondern auch den sanften, schmelzenden Affekten ausgeliefert.

*„Er wird“, versetzte Aurelie, „bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Tränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt; und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich so ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.“*³³

Der „herzliche[...] Anteil“, den der gerührte Stellenaushelfer an den Stellen nimmt, erscheint damit in einem milden Licht.³⁴ Für seine Aufgabe nicht besonders geeignet, aber als wahrhaft kunstsinnig erweist sich der Souffleur, weil er, wie Aurelie hervorhebt, an den richtigen Stellen gerührt ist. Nicht an den rührenden, an den „sogenannten rührenden Stellen“, sondern an den „schönen Stellen“. Damit man diese Differenzierung nicht überliest, ist sie im Text an dieser Stelle kursiviert gesetzt. Die wie ihre pathetische Schwester den Hörer „einige Augenblicke ganz aus der

Fassung“ bringende schöne Stelle verdient vor den „sogenannten rührenden“ die Auszeichnung, weil aus ihr, so Aurelie, „der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht“ – den aber nur wenige aufzufangen wissen und „bei denen wir ändern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.“ Die Wahrnehmung der „schönen“ Stelle im Ganzen verrät, wie Aurelie sie erklärt, nicht Unverstand, sondern im Gegenteil besondere Sensibilität.

Schöne Stellen, oder „von den spärlichen Rosinen“

Ähnlich, wie sich mit der „schwierigen“ Stelle eine Geschichte des Verstehens schreiben ließe, könnte sich an der „schönen“ Stelle die Geschichte des Schönen verfolgen lassen. Spricht schon die klassische Rhetorik davon, das man seiner Rede „Lichter“ (*lumina*), glänzende Stellen, wohldosiert aufsetzen solle, um das Publikum bei Laune zu halten, kennt die Antike nicht nur metapho-

risch den Gebrauch schöner Stellen. So hat Peter v. Möllendorff, der sich in verschiedener Hinsicht mit dem produktiven Umgang mit Stellen aller Art in der Antike beschäftigt hat, unter anderem gezeigt, wie Lukian von Samosata in seinem Dialog „Die Bilder“ ein Verfahren des „Puzzling Beauty“ entwickelt, mit dem die überwältigende Schönheit der kaiserlichen Geliebten Panthea aus der Evidenz lauter schöner Stellen zusammengesetzt wird.³⁵

Und eben diese Aufgabe, wie man größte Schönheit beschreiben, vielleicht sogar evozieren kann, treibt auch Johann Joachim Winckelmann im 18. Jahrhundert um. Wieder geht dies nur stellenweise – wie anders –, und wenn Winckelmann seine Leser im Geiste mitnimmt vor den römischen Apoll im Belvedere (Abb. 1), dessen Photo Winckelmann eben nicht zeigen kann, dann geht es stückweise von oben nach unten, eine schöne Stelle nach der anderen:



Abb. 1: Apoll vom Belvedere

Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttinn der Weisheit schwanger ist, und Augenbranen [sic], die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet.³⁶

Besonders eindrucksvoll gerät Winckelmanns Beschreibungskunst der schönen Stelle jedoch an einem Stück, das selbst nicht mehr als eine schöne Stelle aus einem ehemals Ganzen ist. Aber auch diese muss man, wie sich zeigt, stück-, bzw. stellenweise erfassen. Gemeint ist Winckelmanns „Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom“ (Abb. 2 und 3). Sie stellt sich als eine besondere Herausforderung dar, denn: „Wie [...] werde ich dir denselben be-

schreiben, da er der zierlichsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubt ist!“³⁷ Trotz des Verlusts der schönsten Stellen, die die Natur ihm gab, vermag das Auge des Betrachters jedoch noch genug Schönes zu sehen. Zunächst sind Schulter und Brust zu entdecken, und dann:

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres



Abb. 2: Torso vom Belvedere, frontal



Abb. 3: Torso vom Belvedere, seitlich

die zuvor stille Fläche in einer lieblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen, fließet hier eine Muskel in die andre, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unsern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken: allein die hohen Schönheiten sind hier ohne Grenzen, und in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen.

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt, durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fieng an, diese entfernte Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken.³⁸

Diese eigentlich einer eingehenderen Analyse bedürftig-längere Passage Winckelmann'scher Beschreibungskunst zeigt eindrücklich, wie Winckelmann stellenweise „immerwährende Bilder“ fixiert, um dann – gerade vor dem Hintergrund der behaupteten Grenzenlosigkeit aller „hohen Schönheiten“ – im scharfen Schnitt zur jeweils nächsten Stelle überzuleiten.

Das 18. Jahrhundert ist voll mit schönen Stellen, da die Schönheit, nicht nur bei Winckelmann, akkumulierbar ist. Je mehr „Schönheiten“, desto schöner, und so füllt beispiels-

weise der junge Christoph Martin Wieland 1753 mit einer „Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts Der Noah“ seines verehrten damaligen Gastgebers und Förderers Johann Jakob Bodmer in Zürich volle vierhundertundvier Seiten, und das, wo er schon, so der Autor, „nur diejenige[n] Stellen], welche nach meinem Urtheil am vorzüglichsten strahlen, meinen Lesern bekannt zu machen“, sich vorgenommen hat und er sich gleichwohl hat „öfters Gewalt anthun müssen, wenn ich besondere Schönheiten gewisser Gedanken oder kleinerer Ausbildungen [habe] übergehen müssen“.³⁹

Ich springe ins 20. Jahrhundert. Karl Wolfskehl, Germanistik-Student an der Universität Gießen und hier promoviert von Otto Behagel mit einer Arbeit über „Germanische Werbungssagen“, ist seit 1893 ein enger Freund und Mitarbeiter Stefan Georges. In seinen Korrespondenzen erweist er sich als ein Briefschreiber mit höchst eigenwilligem Duktus. Am 15. 7. 1899 schreibt Wolfskehl an den gerade zum Georgekreis hinzu stoßenden jungen Friedrich Gundolf:

Ich habe in diesen Tagen mich tief in Brentanos Romanzen Kranz hineingebohrt. Das Exempel von den spärlichen Rosinen ist alt aber wahr. Die Färbung des ganzen wie Dickmilch mit Himbeer – durcheinanderfließende Farbenstrahlen schwabbelnd und ohne Sicherheit: Schwanken, Halbschlaf, Dämmerung, auch für das Liebsterfasste, auch Stofflich dabei wunderschön gesungene Zeilen:

Von dem Klang geheimer Harfen
Heilige Thränenquellen flossen ...

Wolfskehl nimmt es nicht sehr genau mit dem Abschreiben dieser schönen Stelle aus der „Vierten Romanze“ von Clemens Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“ (um 1810). Er fügt nämlich in den Originalwortlaut Brentanos: „Heil'ge Thränenquellen“,⁴⁰ eine zusätzliche Silbe hinein: „Heilige Thränenquellen“, was – ausgerechnet bei Brentano – das ganze schöne Versmaß zerstört. Noch einmal also Wolfskehls Brentano:

Von dem Klang geheimer Harfen
Heilige Thränenquellen flossen ...
O wer bist du? Meine Arme
Haben einen Schatz gefunden
[bei Brentano: „gehoben“]
O wer sind wir die sich fanden?
Sprich wo wir uns einst verloren ...

*und so vieles. Lesen müssen Sie's.*⁴¹

Schön ist dieses Zeugnis, weil es einen sehr geläufigen Umgang des Literaturliebhabers mit der Literatur illustriert, dem unbekümmerten Auswählen gerade der schönen Stellen, die eben solches auch vertragen. Dass auch im George-Kreis ein solcher Umgang mit Literatur gepflegt wird, ist allerdings darum der Rede wert, weil es gerade die Georgianer waren, die in besonderer Weise für die heilige Integrität des Werkganzen kämpften und von wegweisendem Einfluss für die Auratisierung des „Werkes“ im 20. Jahrhundert waren.

Die Liebe des Philosophen

Mein letzter Kronzeuge für die Geschichte der schönen Stelle ist von vergleichbarer, großartiger innerer Widersprüchlichkeit. Es ist Theodor W. Adorno. Er ist ein überraschender Zeuge, weil Adorno wie kein anderer Zeit seines Lebens gegen eine „regressiv-atomistische [...] Wahrnehmung“⁴² wettete und mit einer „Kulturindustrie“ abgerechnet hatte, in deren zerkleinerten Produkten jeder „sachliche [...] Zusammenhang [...] [j]ede logische Verbindung, die geistigen Atem voraussetzt, [...] peinlich vermieden“⁴³ sei. Wie ihren ebenso atomisierten Opfern systematisch verwehrt werde, noch Struktur-Zusammenhänge und übergreifende Formen erfassen zu können. Vom „Todestrieb der Details“ schließlich spricht Adorno in seiner „Ästhetischen Theorie“.⁴⁴ Kein besonders günstiges Klima für „schöne Stellen“, so scheint es, und doch ist es ausgerechnet Adorno, der 1965, vier Jahre vor seinem Tod, einen Radiovortrag hält, der genau so, „Schöne Stellen“, heißt. Und dass er Verehrer und Adepten damit überrascht, weiß Adorno selbst. Ja, fast scheint es ihm Spaß zu machen, eine „Ketzerei

gegen das sonst von mir selbst Verfochtene“ zu begehen, „nicht ohne alle Ironie“.⁴⁵

Die Liebe des Philosophen zur schönen Stelle bringt eine höchst reizvolle, von Adorno bewusst hervorgekehrte Spannung hervor. Zwischen der freimütig bekannnten zufälligen Auswahl schöner Stellen, die seiner persönlichen Biographie geschuldet sei: „Andere mögen ganz andere lieben“⁴⁶ (in Adornos Oeuvre dürften sich, wenn überhaupt, nur wenige vergleichbare Zugeständnisse ans dergestalt Private finden), und dem hohen, geschichtsphilosophischen Ton, den Adorno natürlich auch in diesem Essay pflegt. Das Moment der hier einmal gestatteten subjektiven Willkür wird von dem eingestandenen heimlichen Verdacht Adornos – „Darf ich eine Vermutung veraten“⁴⁷ – begleitet, ja grundiert, dass in Musik, die von „schematischem Beiwerk gereinigt“ sei, „eigentlich auch ungezählt viel schöne Stellen schön seien“.⁴⁸ Vor dieser potentiellen Unendlichkeit schöner Stellen erscheint der Versuch umso bemerkenswerter, einzelne schöne Stellen herauszuheben und ihre Schönheit zu erläutern, sich ihrer Schönheit „zu versichern“, wie es heißt.⁴⁹ Doch das stärkste Argument Adornos für die schöne Stelle, für die Stelle überhaupt, ist, dass „das Ganze ein Werdendes“ sei, das Ganze eines Werks nur durch seine Teile werde. Weil es überhaupt nur Teile sind, die ein wahrnehmendes Subjekt erfassen kann, vertritt das Detail bzw. die Stelle, so Adorno weiter, „den Anteil des Subjekts“ an der Objektivität des Werkes, das nicht „anders als durchs Subjekt hindurch [...] geraten“ kann.⁵⁰ Im Laufe seines knapp zweistündigen Vortrages werden dem Hörer sodann nach dieser Einleitung schöne Stellen durch die Musikgeschichte hindurch von J. S. Bach über Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner, Wagner, Mahler, Ravel bis zu Arnold Schönberg, Alban Berg und Webern in jeweils eigens erläuterten akustischen Beispielen vorgeführt, von denen einige dem Hörer spontan sicher als eine „schöne“ Stelle einleuchten, andere tatsächlich Unterrichtung verlangen. Eine solche stammt aus Wolfgang Amadeus Mozarts Oper „Le Nozze di Figaro“ nach der Komödie von Beaumarchais. Sie erzählt bekanntlich die Geschichte des Gra-

fen Almadiva, der sich durch allerlei Intrigen die Verlobte Susanna seines Kammerdieners Figaro mitten in deren Hochzeitsvorbereitungen zu Willen machen will. Am Ende, zum Glück, triumphiert die wahre Liebe und die Klugheit der Frauen, Figaro und Susanna finden sich vereint, und der Graf muss reumütig seine Gemahlin um Verzeihung bitten, die ihm großmütig gewährt wird. In der Oper hält die Handlung in diesem Moment kurz inne (Takte 445–447), bis ein rauschendes, heiteres Finale das Ganze versöhnlich beschließt. Am Ende sind also im Sieg der Weisheit, der Menschenfreundlichkeit und der Aufklärung alle versöhnt: alles ist gut und prädestiniert für eine wahrhaft „schöne Stelle“. Doch sie ist es gerade nicht, die Adorno im Sinn hat. Es sind vielmehr genau jene drei unscheinbaren, leisen und leicht überhörbaren Takte, die den Übergang zwischen nachdenklichem Vergeben und fröhlichem Feiern markieren, „gleichsam ins Offene“ tastend und „das Erhabene und das ganz Unscheinbare in eins“ setzend „wie es keiner Musik nach Mozart wieder glückte.“⁵¹ Die schöne Stelle als „die Sehnsucht nach dem Gelungenen“ zu beschreiben, wie ich es eingangs tat, ist also falsch. Ausgerechnet der von vielen als „Negativitätsästhetiker“ titulierte Adorno belehrt darüber, dass es das Gelungene gibt, auch wenn es sich manchmal womöglich in den Zwischenräumen bewegt. Die schöne Stelle erfüllt die Sehnsucht nach dem Gelungenen – von Sehnsucht bestimmt ist vielleicht allein unser Impuls, schöne Stellen aufzusuchen und sie gegen ihre Flüchtigkeit sich ihrer versichernd festzuhalten.

Anmerkungen:

- ¹ Schlaffer, Heinz, „Der Umgang mit der Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprache und Literaturwissenschaft* 31 (1999), S. 1–25, hier S. 3. Vgl. ebd., S. 14, die Bemerkungen über „Partielle Lektüre“ und S. 16f. über die Herausforderungen „Vollständig[e]r Lektüre“.
- ² Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers*, hrsg. v. Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1990, S. 75.
- ³ Ebd., S. 92.
- ⁴ Ebd., S. 75.

- ⁵ „Die laxere Praxis in der Kunst geht davon aus, daß sich das Verstehen von selbst ergibt und drückt das Ziel negativ aus: Mißverständnis soll vermieden werden.“ Ebd., S. 92.
- ⁶ Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Hermeneutik, nach den Handschriften neu hrsg. und eingeleitet v. Heinz Kimmerle*, Heidelberg 1974, S. 46.
- ⁷ Vgl. hierzu wie auch zur Ablösung der alten Stellen-Hermeneutik: Kurz, Gerhard, „Alte, neue, altneue Hermeneutik. Überlegungen zu den Normen romantischer Hermeneutik“, in: *Krisen des Verstehens um 1800*, hrsg. v. Sandra Heinen und Harald Nehr, Würzburg 2004, S. 31–54.
- ⁸ Vgl. Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Über die Philosophie Platons*, hrsg. und eingeleitet v. Peter M. Steiner, mit Beiträgen v. Andreas Arndt und Jörg Jantzen, Hamburg 1996, S. 33.
- ⁹ Ebd.
- ¹⁰ Ebd., S. 38f.
- ¹¹ Stanitzek, Georg, „Brutale Lektüre, um 1800‘ (heute)“, in: *Poetologien des Wissens um 1800*, hrsg. v. Joseph Vogl, München 1999, S. 249–265, hier S. 250. In ähnliche Richtung zielt Fliehmann, Axel, *Stellenlektüre*. Stifter, Foucault, Tübingen 2001.
- ¹² „Diese [die einzeln handelnde Tätigkeit; J.J.] auf jene [die vereinende reflektierende] zurückzuführen – an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntnis, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.“ Schiller, Friedrich, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“ (1795), in: *ders., Sämtliche Werke*, hrsg. v. Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, Bd. 5, München 1989, S. 570–669, hier S. 620.
- ¹³ Schlegel, Friedrich, „Abschluß des Lessing-Aufsatzes“ (1801), in: *ders., Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hrsg. v. Ernst Behler, Abt. 1, Bd. II: *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*, Paderborn, München, Wien und Zürich 1967, S. 397–419, hier S. 410.
- ¹⁴ Schlaffer, *Umgang mit der Literatur*, S. 17.
- ¹⁵ Iser, Wolfgang, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976, S. 280ff. Vgl. im Anschluss an Iser auch Titzmann, Michael, *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*, München 1977, S. 230ff.
- ¹⁶ Vgl. Enzensberger, Hans Magnus, *Einladung zu einem Poesie-Automaten*, Frankfurt a. M. 2000, S. 22ff. Der vorgestellte, nach den Gesetzen der Kombinatorik operierende Automat wurde mit den Satzsegmenten „Der Saufbruder / schläft.“, „Homer / geht baden.“, „Die Regierung / schwankt.“ gefüttert.
- ¹⁷ Quintus Horatius Flaccus, „Dritter Brief. An L. Calpurnius Piso und seine Söhne“ [= „Ars Poetica“], zitiert nach: Christoph Martin Wieland, *Übersetzung des Horaz*, hrsg. v. Manfred Fuhrmann, Frankfurt a.M. 1986, S. 487–573, hier S. 546 (Vers 359).
- ¹⁸ Quintilianus, Marcus Fabius, *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*, lat./dt., übers. und hrsg. v. Helmut Rahn, Darmstadt 1988, Bd. 2, S. 441 (X,1,24).

- ¹⁹ Goethe, Johann Wolfgang von, Gedichte 1756–1832, hrsg. v. Karl Eibl, Sonderausgabe, Frankfurt a.M. 1998, Bd. 1, S. 132f. (drei nicht zweifelsfrei Goethe zugeschriebene Strophen sind fortgelassen). Ich verdanke den Hinweis auf dieses Gedicht, wie einige weitere wichtige Fingerzeige zu meinem Thema, Elisabeth Sommerhoff, Gießen.
- ²⁰ Goethe, Johann Wolfgang von, Wilhelm Meisters Lehrjahre, in: ders., Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. v. Erich Trunz, Bd. 7, München 1982, S. 557f.
- ²¹ Für den Selbstversuch sei verwiesen z. B. auf: Eycekn, Katinka und Fritz (Hrsg.), Scharfe Stellen. Aus den Büchern der Welt herausgesucht, handverlesen und in sechs Stellen auf die Reihe gebracht, mit Zeichnungen von Rudi Hurlzmeier, Frankfurt a.M. 2007.
- ²² Augustinus, Aurelius, Vom Gottesstaat. De civitate dei, übers. v. Wilhelm Thimme, München ²1985, Bd. 2, S. 37 (XI,23).
- ²³ Augustinus, Aurelius, Die christliche Bildung (De doctrina christiana), übers. und hrsg. v. Karla Pollmann, Stuttgart 2002, S. 163 (IV,7,15), siehe auch ebd., S. 156 (IV,6,9).
- ²⁴ Abraham, Ulf, und Matthis Kepser, Literaturdidaktik Deutsch. Eine Einführung, neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin ³2009, Kap. 5.2.
- ²⁵ Wolgast, Heinrich, Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend (1896), zitiert nach: Abraham, Kepser, Literaturdidaktik Deutsch, S. 193.
- ²⁶ Schleiernmacher, Friedrich Daniel Ernst, Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde (1801), in: ders., Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. Hans-Joachim Birkner und Hermann Fischer, Abt. 1, Bd. 3: Schriften aus der Berliner Zeit 1800–1802, Berlin und New York 1988, S. 139–216, hier S. 179.
- ²⁷ Ebd., S. 180.
- ²⁸ Ebd., S. 184.
- ²⁹ Goethe, Johann Wolfgang von, Die Leiden des jungen Werthers, Studienausgabe, Paralleldruck der Fassungen von 1774 und 1787, hrsg. v. Matthias Luserke, Stuttgart 1999, S. 159–161 [Fassung von 1787].
- ³⁰ Ebd., S. 52/53. Vgl. zum Motiv des sich über der Lektüre treffenden Paares die Hinweise bei Anja Oesterhelt: Goethe, Johann Wolfgang von, Die Leiden des jungen Werthers. Text, Kommentar und Materialien, bearbeitet v. Anja Oesterhelt, München 2009, S. 168.
- ³¹ Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 302.
- ³² Ebd.
- ³³ Ebd., S. 303.
- ³⁴ Daneben findet sich natürlich auch bei Goethe die übliche Kritik am „Herausheben von Stellen“, vgl. z. B. Goethe, Johann Wolfgang von, Wilhelm Meisters Wanderjahre, in: ders., Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. v. Erich Trunz, Bd. 8, München 1982, S. 293.
- ³⁵ Moellendorff, Peter v., „Puzzling Beauty. Zur ästhetischen Konstruktion von Paideia in Lukians ‚Bilder‘-Dialogen“, in: Millennium. Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. Yearbook on the Culture and History of the First Millennium C.E. 1 (2004), S. 1–24.
- ³⁶ Winckelmann, Johann Joachim, „Beschreibung des Apollo im Belvedere“, aus der „Geschichte des Alterthums“ (1764), zitiert nach ders., Kleine Schriften.
- Vorreden – Entwürfe, hrsg. v. Walter Rehm, mit einem Geleitwort v. Max Kunze und einer Einleitung v. Hellmut Sichtermann, Berlin und New York ²2002, S. 268. Vgl. auch ebd., S. 269ff., die ausführlicheren „Entwürfe zur Beschreibung“.
- ³⁷ Winckelmann, Johann Joachim, „Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom“, in: ders., Kleine Schriften. Vorreden – Entwürfe, S. 169–173, hier S. 170.
- ³⁸ Ebd., S. 171.
- ³⁹ Wieland, Christoph Martin, Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts Der Noah, zitiert nach ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1. Abt., Bd. II (3): Poetische Jugendwerke, Nachdruck, Hildesheim 1986, S. 321. Vgl. zur philologischen Bedeutung und Kritik dieser Praxis Vf., Die Schönheit der Literatur. Zur Geschichte eines Problems von Gorgias bis Max Bense, Tübingen 2007, S. 172ff.
- ⁴⁰ Brentano, Clemens, Romanzen vom Rosenkranz, in: ders., Werke, hrsg. v. Wolfgang Frühwald und Friedrich Kemp, Bd. I, München ²1978, S. 680.
- ⁴¹ Wolfskehl, Hanna und Karl, Friedrich Gundolf, Briefwechsel mit Friedrich Gundolf. 1899–1931, hrsg. v. Karlhans Kluncker, Bd. 1, Amsterdam 1977, S. 40.
- ⁴² Adorno, Theodor W., Ästhetische Theorie, hrsg. v. Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1973, S. 280.
- ⁴³ Adorno, Theodor W., Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug, in: ders., und Max Horkheimer, Dialektik der Aufklärung, hier zitiert nach: Adorno, Theodor W., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 3, Frankfurt a.M. 2003, S. 159.
- ⁴⁴ Adorno, Ästhetische Theorie, S. 450.
- ⁴⁵ Adorno, Adorno, Theodor W., „Schöne Stellen“ (1965), in: ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 18, Frankfurt a. M. 1984, S. 695–718, hier S. 699.
- ⁴⁶ Ebd., S. 700.
- ⁴⁷ Ebd., S. 700.
- ⁴⁸ Ebd.
- ⁴⁹ Ebd.
- ⁵⁰ Ebd., S. 696f.
- ⁵¹ Ebd., S. 706.

Bildnachweis:

<http://www.diary.cadenza.org/ricardo-frantz/gloria-in-excelsis-deo.htm> (Abb. 1)

B. Andreae, Skulptur des Hellenismus (München 2001), Taf. 145 (Abb. 2)

B. Andreae, Skulptur des Hellenismus (München 2001), Taf. 144 (Abb. 3)

Kontakt:

Prof. Dr. Joachim Jacob
Justus-Liebig-Universität Gießen
Institut für Germanistik
Joachim.Jacob@germanistik.uni-giessen.de